

Therese Garstenauer,
Thomas Hübel, Klara Löffler (Hg.)

Arbeit im Lebenslauf

Verhandlungen von
(erwerbs-)biographischer Normalität

Aus:

Therese Garstenauer, Thomas Hübel, Klara Löffler (Hg.)

Arbeit im Lebenslauf

Verhandlungen von (erwerbs-)biographischer Normalität

März 2016, 212 Seiten, kart., 29,99 €, ISBN 978-3-8376-3373-3

Je nach historischer Epoche, räumlichem Kontext und gesellschaftlicher Schicht variiert die Verteilung von Arbeit und Nicht-Arbeit im Lebenslauf. Dieser Band relativiert gängige Vorstellungen von der Normalität des Arbeitens, indem er danach fragt, wie Individuen und Gruppen mit diesen Maßstäben, aber auch mit den Veränderungen in der gesellschaftlichen und ökonomischen Organisation von Arbeit umgehen: Wie reagieren sie, wenn sie den Standards von Normalitätskonzepten oder -fiktionen nicht genügen? Wie kommt es zu Abweichungen, Konkurrenzen und Wandel? Die Beiträger_innen ermöglichen einen multidisziplinär ausgerichteten Blick auf die aktuellen Debatten über Arbeit, Prekarität und sozialen Wandel.

Therese Garstenauer (Dr. phil.) ist Lektorin am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien.

Thomas Hübel (Dr. phil.) ist Generalsekretär des Instituts für Wissenschaft und Kunst (IWK) in Wien.

Klara Löffler (Ao. Univ.-Prof.) arbeitet am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

www.transcript-verlag.de/978-3-8376-3373-3

Inhalt

Einleitung

Therese Garstenauer, Thomas Hübel, Klara Löffler | 7

Von der Arbeit im (fremden) Haushalt. Lebensabschnitte und Lebensverläufe von Dienstbot/innen im Vergleich (Österreich 1918-1938)

Jessica Richter | 15

Künstlerische Arbeit in Selbstzeugnissen von Käthe Kollwitz (1867-1945)

Maria Derenda | 53

»Arbeiten ja, aber nicht sofort und nicht um jeden Preis!« Berufsfindung im Spannungsfeld von gesellschaftlicher Normierung und Individualentwicklung

Ingo Blaich | 75

Formen und Funktionen autobiographischen Berichtens über die Prekarität immaterieller Arbeit

Ove Sutter | 95

Das Haltungs- und das Handlungskonzept in der Biographieforschung am Beispiel älterer und gut ausgebildeter Stellensuchender in der Schweiz

Roland Grieder | 113

Die interessantere Zeit? Berufsbiographische Erzählungen über den Wandel der Arbeitswelt im Hamburger Hafen

Janine Schemmer | 133

Simulierte Normalität in (dauerhaft) geförderter Arbeit

Frank Bauer, Manuel Franzmann, Philipp Fuchs, Matthias Jung | 155

»Ich hätte nicht gedacht, dass es so gut klappt.« Chancen und Grenzen sozialer Mobilität von türkeistämmigen Männern in Deutschland

Carina Großer-Kaya | 169

**Die Normsetzer/innen der gebrochenen Lebensläufe.
Über Arbeit und Leben nach dem politischen Umbruch**
Inga Haese | 189

Autor/innen und Herausgeber/innen | 207

Einleitung

THERESE GARSTENAUER, THOMAS HÜBEL, KLARA LÖFFLER

Normalität, paradigmatisch geworden zum Beispiel in Begriffen wie »Normalerwerbsbiographie« oder »Normallebenslauf«, ist der Horizont, vor dem Arbeit heute und auch in der Vergangenheit verhandelt wird bzw. wurde. Es gehört zum Grundzug dieser Verhandlungen, dass Normalitäten behauptet werden, während sich gleichzeitig deren Relativität und Fragilität nicht bestreiten lassen.

Im deutschen Sprachraum wird seit den 1980er-Jahren in den Sozialwissenschaften die »Erosion« oder »Krise des Normalarbeitsverhältnisses«¹ konstatiert. Diese Sichtweise wurde in der Folge unter Schlagworten wie »Prekarität«, »Generation Praktikum«, »generazione mille euro« auch jenseits des wissenschaftlichen Feldes von einer breiteren Öffentlichkeit rezipiert, und soziale Bewegungen wie EuroMayDay – mit den Schutzpatron/innen San Precario bzw. Santa Precaria – haben gegen diese Prekarisierung der Arbeit ihren Protest formiert.

Die geschichtliche wie die soziale Dimension des Normalarbeitsverhältnisses wird dabei allerdings oft außer Acht gelassen. Dass dieses eher eine historische und soziale Ausnahmeerscheinung darstellt, die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in bestimmten Bereichen der Erwerbsarbeit zu beobachten war,² gerät zuweilen gerade auch bei Sozialwissenschaftler/innen, die auf gegenwartsnahe Perioden spezialisiert sind, aus dem Blick.

1 Vgl. Mückenberger 1985. Diese Diagnose trifft selbstverständlich nicht nur auf Deutschland zu, wie Arbeiten u.a. von Manuel Castells zeigen, der bereits vor zwanzig Jahren schrieb: »[...] the traditional form of work, based on full-time employment, clear-cut occupational assignment, and a career pattern over the lifecycle is being slowly, but surely eroded away.« (Castells 1996: 268)

2 Vgl. Bosch 2013.

Vom »Ende des Normalarbeitsverhältnisses«³ wird auf vielfältige Weise gesprochen, wobei die Kritik an der Prekarisierung ihr Pendant im Versuch hat, die sich dadurch eröffnenden Chancen auszuloten. Während die einen ihren Protest gegen diese soziale Entwicklung formulieren, betonen die anderen, dass atypische Phasen und Formen von Arbeit nicht ausschließlich den Verlust sozialer und finanzieller Sicherheit bedeuten müssen. Vielmehr können sie auch selbstbestimmtere Arbeitsweisen und neue Solidaritäten ermöglichen oder, mit anderen Worten, »die Produktivität prekärer Lebens- und Arbeitsverhältnisse« kann »zur Veränderung von Regierungsweisen« genutzt werden, »um sich ihnen gemeinsam zu verweigern und ihnen zu entgehen.«⁴ Dies kann, so Isabell Lorey, gelingen, »wenn Prekarisierung nicht allein als bedrohlich wahrgenommen und abgewehrt wird, sondern das gesamte Gefüge des Prekären betrachtet und die aktuellen herrschaftssichernden Funktionen und subjektiven Erfahrungen von Prekarisierung zum Ausgangspunkt für politische Kämpfe gemacht werden.«⁵

Wiewohl Bilder von Normalität historisch großen Veränderungen unterworfen waren, selbst wenn man nur relativ kurze Perioden in Augenschein nimmt, und sich je nach sozialen und biographischen Konstellationen diese Bilder wandeln können, wohnt der Vorstellung arbeitsbiographischer Kontinuität und Sicherheit große normative Kraft inne. Eine normale, in richtiger Reihenfolge angeordnete Sequenz unterschiedlicher Formen von Arbeit und Nicht-Arbeit gilt als erstrebenswert und wird bei jeder Bewerbung in das entsprechende Format gebracht.⁶ Abweichungen davon können als persönliches Versagen oder als Folge misslicher struktureller Bedingungen interpretiert werden. Jedenfalls scheinen sie der Rechtfertigung und/oder Korrektur zu bedürfen. Außerhalb des Berufs, in der Freizeit sowie in den autobiographischen Narrativen und Identitätspolitikern ist demgegenüber die »Normalabweichung«⁷ für viele zum Maßstab und zur Norm geworden.

Diese Ungleichzeitigkeiten, die wir nicht nur im wissenschaftlichen Forschungsfeld, sondern auch in unseren eigenen Lebensweisen täglich bearbeiten, haben den Anstoß dazu gegeben, in einer interdisziplinär angelegten Tagung die unterschiedlichen Facetten von Normalität zu erörtern sowie die als normal oder

3 Vgl. Schäfer 2001.

4 Lorey 2012: 139.

5 Ebd.: 19.

6 In der Tageszeitung *Der Standard* wird berichtet, dass eine Erhebung unter Österreichs Top-500-Unternehmen sowie führenden Personalberatern ergeben hat, die wichtigste Grundlage für eine erfolgreiche Bewerbung sei »ein lückenloser Lebenslauf ohne Widersprüche« (vgl. Redaktion 2014).

7 Vgl. Kaube 2007.

eben als abweichend erlebten, erzählten, reflektierten Abläufe von Ausbildung, Berufstätigkeit, Reproduktionsarbeit, Ruhestand oder anderen Formen von Nichterwerbsarbeit genauer zu betrachten. Obwohl sich der Call for Papers nicht explizit an Nachwuchswissenschaftler/innen gerichtet hatte, waren es in der Mehrzahl junge Forscher/innen, die auf die Ausschreibung zur Tagung (Wien, 12.-14.5.2011) reagierten. Das mag mit den spezifischen, oft prekären Arbeitsbedingungen jüngerer Wissenschaftler/innen zu tun haben und mit einer besonderen Aufmerksamkeit, die sie vor diesem Erfahrungshintergrund für Fragen nach Norm und Abweichung, nach der Relativität und Geschichtlichkeit sozial und kulturell formierter Maßgaben entwickelt haben.

Deutschland, Österreich und die Schweiz sind die Schauplätze der Untersuchungen in diesem Sammelband. Die meisten Beiträge verfolgen eine eher gegenwartsnahe Fragestellung – nur die Aufsätze zu Käthe Kollwitz (M. Derenda) und den Dienstbot/innen in der Zwischenkriegszeit (J. Richter) reichen zeitlich weiter in die Vergangenheit zurück – und sind eher Ansätzen qualitativer Sozialforschung zuzuordnen. Geht es um die Behauptung von, mit Emile Durkheim gesprochen, sozialen Tatsachen – wie Normalität und Durchschnitt –, so ist der genaue Blick auf Einzelfälle und auf Details wesentlich. Modelle und Methoden wie Fallanalysen, Vergleiche und Korrespondenzanalysen eröffnen den Forschungen zum Thema Arbeit im Lebenslauf die Möglichkeit, auch hoch verdichtete Konstruktionen wie die der »Normalität« als Ergebnis historischer und sozialer Wechselwirkungen zu relativieren – und damit Kontingenz als Normalität anzuerkennen.

Wechselbeziehungen zwischen den jeweils herrschenden Diskursen und dem Umgang der Individuen und Kollektive mit diesen Diskursen in den konkreten Arbeitswelten und Selbstdeutungen sind also Gegenstand der folgenden Beiträge. Wenn es eine Kontinuität in diesem Verhältnis zu verzeichnen gilt, dann diese, dass es von Ambivalenzen, Diskrepanzen und Kollisionen geprägt ist. Das gilt bereits für jene beiden Beiträge, die sich in historischer Perspektive mit dem Arbeitsleben von Dienstbot/innen zu Beginn des 20. Jahrhunderts sowie dem Verhältnis von Arbeits- und Privatleben bei der Künstlerin Käthe Kollwitz befassen. Und das trifft auch dann zu, wenn es um Selbsterklärungen in bestimmten Phasen der (Arbeits-)Biographie geht: nach der schulischen Ausbildung (I. Blauch), bei prekär Beschäftigten im Bereich »immaterieller Arbeit« (O. Sutter), in spezifischen Konstellationen der Arbeitslosigkeit nach einer durchaus erfolgreichen Karriere (R. Grieder), in speziellen staatlichen Maßnahmen zur Beschäftigungsförderung (F. Bauer, M. Franzmann, P. Fuchs, M. Jung) und schließlich im Rückblick auf das Arbeitsleben (J. Schemmer). Und dies zeigt sich auch in bestimmten Situationen, in denen die Einzelnen auf Gegebenheiten reagieren

(müssen), aber auch fähig sind, selbstbestimmt zu agieren: auf veränderte und widerstreitende Familien- und Arbeitsdefinitionen (C. Großer-Kaya) und auf den Umbau lokaler Ökonomien (I. Haese).

Ausgangspunkt von Jessica Richters Beitrag sind unterschiedliche Erzählungen von und über österreichische Dienstbot/innen. Die Diversität und Variabilität der verglichenen Lebensbeschreibungen in Interviews, autobiographischen Erzählungen und Briefen ebenso wie in politischen und Medientexten ordnet und interpretiert sie mithilfe der multiplen Korrespondenzanalyse. Zutage tritt dabei eine große Bandbreite an Praktiken und Modi des Erzählens, die angesichts der oft schwierigen und nicht immer eindeutigen Konstellationen eines Dienstverhältnisses entwickelt wurden. An konkreten Fallbeispielen analysiert Richter, inwieweit sich Dienste im Lebensverlauf an zeitgenössisch durchgesetzte, als »richtig« geltende Formen des Arbeitens und Zusammenlebens angenähert haben.

Was als normal verhandelt und zugeschrieben wird, dies ist Gegenstand der Studie von Maria Derenda zu Käthe Kollwitz, in der sie Rezeption und Selbstverständnis dieser Künstlerin einander gegenüberstellt. Die Autorin skizziert die Linien der Diskussion um das Werk wie auch die Person Käthe Kollwitz, die zum Symbol der gesellschaftlichen Etablierung von Berufskünstlerinnen avancierte, dabei aber in den immer wieder polarisierenden Diskursen der Kunstkritik nach den Maßstäben des männlichen Künstlergenies beurteilt wurde. Demgegenüber war es ein zentrales Anliegen von Kollwitz, eine geschlechtsneutrale Perspektive auf die Arbeit von Künstler/innen durchzusetzen. Das Bild des Künstlergenies stellte sie damit freilich nicht in Frage, sondern ergänzte es durch die zeitgenössisch auch von männlichen Kollegen formulierte Idee des Künstlerhandwerkers. An diesem Entwurf der Berufsarbeit der Künstler/in zeigen sich mithin durchaus Ambivalenzen in der Position von Käthe Kollwitz.

Das junge Erwachsenenalter ist jene Phase des menschlichen Lebenslaufs, die Ingo Blaich in seinem Beitrag untersucht. Er plädiert dafür, diese Phase als eigenständigen Lebensabschnitt zu sehen, nicht als bloße Statuspassage (Schule – Ausbildung – Beruf) mit einem zügigen Übergang von der Jugend ins Erwachsenenalter. Auf der Basis offener biographischer Interviews mit jungen Deutschen, die die Hochschulreife erworben haben, diskutiert Blaich drei Verlaufstypen dieser Lebensphase: die Suche, die Höherqualifizierung und die Neuorientierung. Wenn Blaichs Gesprächspartner/innen der Selbstbestimmtheit in ihrer Lebensgestaltung einen hohen Wert beimessen und dafür auch biographische und materielle Kosten in Kauf nehmen, so verabschieden sie sich dabei nicht vom Paradigma der Arbeitsgesellschaft, sondern suchen weiterhin Selbstverwirklichung im Beruf und in der Erwerbsarbeit.

Prekäre Arbeitsverhältnisse sind nichts Ungewöhnliches für die Gruppe der Wissensarbeiter/innen, mit der sich Ove Sutter in seiner Dissertation auseinandersetzt. In einer Untersuchung, die auch eine Expedition in die Arbeits- und Lebenswelt des Autors selbst darstellt, analysiert er autobiographische Interviews mit Personen, die in wissenschaftlicher Forschung und Lehre, Erwachsenenbildung, Kunst und Kulturarbeit tätig sind. Da er sprachliches Handeln grundsätzlich als gesellschaftliches Handeln versteht, gilt Sutters besonderes Interesse der Frage, welche Formen das Erzählen über prekäre Lebensläufe annimmt und welche Funktionen es erfüllt. Im vorliegenden Beitrag führt der Autor am Beispiel eines Interviewpartners vor, wie dieser mithilfe der Muster männlichen Berichtens die seinen Lebenslauf prägenden Diskontinuitäten in die Selbstrepräsentation erfolgreichen unternehmerischen Handelns verwandelt. Über das in zeitgenössischen Alltags durchaus hegemoniale Wahrnehmungs- und Deutungsmuster des unternehmerischen Selbst normalisiert dieser Gesprächspartner die Problematik seiner Arbeits- und Lebenswelt.

Auch Roland Grieder arbeitet mit autobiographischen Erzählungen, bei ihm aber geht es um relativ hoch qualifizierte Arbeitslose im Alter zwischen 50 und 60 Jahren, also jener Lebensphase, die gemeinhin als Endphase des Erwerbslebens gilt. In seiner Analyse unterscheidet Grieder in Anlehnung an Pierre Bourdieu zwischen berufsbiographischen Handlungs- und Handlungskonzepten, die das Vorgehen der untersuchten Personen, deren Aktionen und Reaktionen beeinflussen. Der Autor zeigt, dass die Organisationen des Arbeitsmarktes auf diese Gruppe von Arbeitslosen oft nicht vorbereitet und daher mit deren spezifischen Problemen überfordert sind.

Janine Schemmers Forschungen fragen danach, wie ehemalige Hafentarbeiter, die zwischen 1950 und 1970 ihre Arbeit im Hamburger Hafen aufgenommen haben, die Transformationen dieser Arbeitswelt heute einschätzen. In diesen berufsbiographischen Erzählungen resümieren die Einzelnen soziokulturelle, technische und räumliche Veränderungen im Handlungs- und Erfahrungsraum Hafen. Als besonders einschneidend erweisen sich etwa das Aufkommen der Container in den späten 1960er-Jahren und die Computerisierung der Hafentarbeit. Trotz unterschiedlicher Lebensverläufe der Interviewten und trotz des beruflichen Aufstiegs, der mit diesen Prozessen möglich wurde, werden in diesen Rückblicken immer auch Verlustgeschichten erzählt und ist die Haltung gegenüber dem Wandel dieser Arbeitswelt ambivalent.

Langzeitarbeitslose mit »besonderen Vermittlungshemmnissen« kommen im Aufsatz von Frank Bauer, Manuel Franzmann, Philipp Fuchs und Matthias Jung zu Wort. Die Autoren argumentieren, dass die Vorstellung des Normalarbeitsverhältnisses in der gegenwärtigen deutschen Gesellschaft so übermächtig ist,

dass dieses gegebenenfalls über staatliche Modelle simuliert wird, auch und gerade unter Umständen, die alles andere als »normal« sind. Als Mitarbeiter des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung waren die Autoren mit Studien zu den Effekten des Gesetzes zur Beschäftigungsförderung von besonders arbeitsmarktfernen Langzeitarbeitslosen und zu den Umsetzungsstrategien der entsprechenden Institutionen betraut. In Analysen der Gespräche mit Betroffenen solcher Maßnahmen der Integration in den Arbeitsmarkt analysieren sie die Problematik der staatlich geförderten Herstellung eines Normalarbeitsverhältnisses, die für die Einzelnen zu Stigmatisierungen und biographischen Brüchen führen kann.

Mit den heiklen Balancen in den Identitätskonstruktionen von jungen, bereits verheirateten Männern der zweiten Generation türkeistämmiger Männer beschäftigt sich Carina Großer-Kaya in ihrem Beitrag. Sie nähert sich den Fragen nach Aufstieg und Anerkennung durch Erwerbsarbeit aus der Perspektive einer Generation, für die strukturelle Barrieren im Bildungssystem eine ungünstige Ausgangslage für den sozialen Aufstieg schufen. Zwar profitierten die interviewten Personen von den familialen Netzwerken durch den Einstieg in Großbetriebe, in denen bereits die Väter arbeiteten; aber die damit verbundenen Männlichkeitskonstruktionen konnten auch zum Hemmschuh des beruflichen Aufstiegs werden. An drei Fallbeispielen, die aus einem Sample von 29 biographischen Interviews stammen, macht die Autorin sichtbar, wie schwierig es für die Einzelnen ist, Normen und Normalitäten der Herkunftsfamilie mit denen einer postfordistischen Gesellschaft zu koordinieren, die hohe Anforderungen an Aus- und Weiterbildung stellt.

Das Projekt »Charisma und Miseria. Die Gründung des Sozialen in Überlebensgesellschaften«, in dessen Rahmen die Dissertation von Inga Haese entstanden ist, lässt sich mit der klassischen Marienthal-Studie von Marie Jahoda, Paul Lazarsfeld und Hans Zeisel vergleichen. Hier wie dort stehen die Bewohner/innen einer von industriellem Niedergang betroffenen Region im Mittelpunkt, die mit sozialen und wirtschaftlichen Veränderungen umzugehen haben. Haeses Studie zur Stadt Wittenberge, einer Stadt, die wie so viele andere in den östlichen Bundesländern Deutschlands als »schrumpfende Stadt« diskutiert wird, befasst sich mit Personen, die als »Normsetzer/innen der gebrochenen Lebensläufe« auf unterschiedliche, eigensinnige Arten in einem instabilen sozialen und wirtschaftlichen Umfeld das Verhältnis zwischen Arbeit und Leben neu austarieren.

Die Anstrengungen der Normalitätsproduktion bilden ein grundlegendes Merkmal aller in den einzelnen Beiträgen vorgestellten Arbeitsverhältnisse, so unterschiedlich sie sich im Detail auch gestalten mögen. Unter den Vorzeichen

gesteigerter Dynamisierung von Arbeitswelten lässt sich, der Definition von Jürgen Link folgend, von einem »flexiblen Normalismus«⁸ sprechen, in dem die Felder der Normalitätsanforderung ständig bis hinein in die Intimsphäre erweitert werden. Gleichzeitig ist die Grenze »zwischen dem Normalen und dem Unnormalen [...] nicht nur durchlässig, sondern auch unscharf, nur gültig für bestimmte Lebensbereiche und befristete Zeiträume.«⁹ Es ist somit die kontinuierliche Arbeit an Normalität, die heute Biographien ebenso wie Lebensläufe bestimmt.

LITERATUR

- Bosch, Gerhard (2013), Normalarbeitsverhältnis, in: Hirsch-Kreinsen, Hartmut, Minssen, Heiner (Hrsg.), Lexikon der Arbeits- und Industriesoziologie, Berlin, S. 376-382.
- Castells, Manuel (1996), The Information Age: Economy, Society and Culture, Bd. 1: The Rise of the Network Society, Oxford u.a.
- Kaube, Jürgen (2007), Otto Normalabweicher. Der Aufstand der Minderheiten, Springe.
- Link, Jürgen (1996), Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird, Opladen.
- Lorey, Isabell (2012), Die Regierung der Prekären, Wien, Berlin.
- Mückenberger, Ulrich (1985), Die Krise des Normalarbeitsverhältnisses. Hat das Arbeitsrecht noch Zukunft?, in: Zeitschrift für Sozialreform 31, Hefte 7 und 8, S. 415-434, 457-475.
- Redaktion (2014), Pflicht und Kür bei Bewerbungen, in: Der Standard, Beilage »KarrierenStandard« vom 8./9. November, K3.
- Schäfer, Holger (2001), Ende des Normalarbeitsverhältnisses? Zu Theorie und Empirie der atypischen Beschäftigung in Deutschland, Köln.
- Waldschmidt, Anne (2004), Normalität, in: Bröckling, Ulrich, Krasmann, Susanne, Lemke, Thomas (Hrsg.), Glossar der Gegenwart, Frankfurt/Main, S. 190-196.

8 Link 1996: 75.

9 Waldschmidt 2004: 193.